



SANDRA IRELAND arbeitete jahrelang bei einer Lokalzeitung, bevor sie sich dazu entschloss, Schriftstellerin zu werden. Zu ihrem atmosphärischen Thriller *Kalte Knochen* wurde sie von einer düsteren schottischen Sage inspiriert, die von Betrug, Rivalität und einem dunklen Geheimnis aus der Vergangenheit erzählt. Sandra Ireland lebt mit ihrer Familie in Schottland.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Sandra Ireland

Kalte Knochen

Thriller

Aus dem Englischen
von Sabine Thiele

 **PENGUIN** VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel *Bone Deep* bei Polygon, Edinburgh.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright © 2018 by Sandra Ireland

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe

2021 by Penguin Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Favoritbüro

Umschlagmotiv: © Peter Weber/shutterstock,

Helen Hotson/shutterstock, Pictureguy/shutterstock

Redaktion: Ralf Reiter

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10454-4

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

In dieser Nacht, in dieser Nacht,
In jeder Nacht und immerzu,
Feuer und Haus und Kerzenlicht,
Und Christus empfängt deine Seele.

Wenn von hier du von uns gehst,
In jeder Nacht und immerzu:
Nach Thorny-Muir du schließlich kommst,
Und Christus empfängt deine Seele.

Wenn du jemals gabst Speis oder Trank,
In jeder Nacht und immerzu,
Das Feuer wird dich niemals schrumpfen lassen,
Und Christus empfängt deine Seele.

Doch wenn du niemals gabst Speis oder Trank,
In jeder Nacht und immerzu,
Wird das Feuer dich verbrennen bis zum Knochen,
Und Christus empfängt deine Seele.

Die Brück' der Angst du überschreitest,
In jeder Nacht und immerzu,
Ins Höllenfeuer du schließlich gelangst,
Und Christus empfängt deine Seele.

Diese eine Nacht, diese eine Nacht,
In jeder Nacht und immerzu,
Feuer und Haus und Kerzenlicht,
Und Christus empfängt deine Seele.)

Auszug aus *Lyke-Wake Dirge*, einem nordenglischen Begräbnislied,
aufgeschrieben von Sir Walter Scott.

Minstrelsy of the Scottish Border, 1802

Mac

Januar

Ich hatte das Mädchen völlig vergessen. In ihrer Mail hatte sie zwar eine ungefähre Ankunftszeit angegeben, doch als es dann klingelte, kämpfte ich gerade mit einer besonders widerspenstigen Textstelle. Ich öffnete die Tür daher mit einer Miene, die Arthur nur »diesen Ausdruck« nennt – eine Mischung aus Verärgerung und Abwesenheit. Ich bin verärgert, weil man mich aus meinen Gedanken gerissen hat, und abwesend, weil mein Geist sich immer noch irgendwo im Mittelalter befindet. Jedenfalls definitiv nicht hier an meiner Haustür, wo ich eine verängstigt aussehende junge Frau in Grund und Boden starre.

»Nehmen Sie die Hände aus den Taschen. Wenn die Hunde das sehen, drehen sie durch, weil sie denken, dass sie gleich etwas zu fressen bekommen. Sie betteln also geradezu darum, überfallen zu werden.«

Nach dieser Warnung lässt sie ihre Arme gehorsam wie ein Soldat an die Seiten sinken. Was für ein mürrisches, kleines Ding sie doch ist, mit teigiger Gesichtsfarbe, das dunkle Haar ist unvorteilhaft nach hinten gebunden. Sie wirkte größer, als ich das Bewerbungsgespräch mit ihr führte – wacher, lebendiger. »Ich suche ein Mädchen für alles«, hatte

ich gesagt, und sie hatte geantwortet: »Nun, das lässt sich schon einrichten.« Ein bisschen schnippisch, hatte ich gedacht.

»Ich heiße Lucie«, erinnert sie mich.

Ich versuche einen etwas einladenderen Gesichtsausdruck aufzusetzen. Ich habe ihren Namen nicht vergessen. Lucie mit ie. Das klingt wichtiguerisch. Warum geben Eltern ihren Kindern keine bodenständigen Namen? Wie Arthur zum Beispiel. Ich trete aus der Haustür in die kühle Luft. Der Regen hat aufgehört, aber man riecht ihn noch. Das Mädchen wirkt verwirrt. Die Hunde wedeln mit den Schwänzen, schnüffeln an ihren Schuhen, und Floss springt an ihr hoch. Sie trägt eine schwarze Hose. Blöde Idee.

»Hör auf, du dummes Ding.«

Lucie mit ie sieht mich aufgebracht an, und ich bin froh, dass sie doch nicht so leblos ist, wie sie wirkt.

»Den Hund meine ich, nicht Sie. Schwarz ist unpraktisch, man sieht jedes Hundehaar darauf.« Ich sperre die Haustür hinter mir zu und schiebe den Schlüssel in die Hosentasche. »Ich zeige Ihnen jetzt mal das Miller's Cottage. Im Haus wäre zwar auch Platz, aber ich brauche meinen Freiraum. Nehmen Sie es mir nicht übel.«

»Kein Problem.«

Sie folgt mir die Auffahrt entlang. Nur das irritierende Knirschen der Rollen ihres Koffers auf dem Kies ist zu hören. Es ist kälter, als ich gedacht hätte, und ich bereue es, ohne Mantel nach draußen gegangen zu sein. Ich ziehe meine alte graue Strickjacke enger um mich. Die Hunde rennen Richtung Straße voraus, wirbeln Laub auf und erschrecken die Vögel. Ich gehe langsamer, damit Lucie zu mir aufholen kann, und das Knirschen wird leiser.

»Normalerweise vermiete ich das Cottage an Schriftsteller und andere Leute, die ihre Ruhe haben wollen. Ich habe keine Zeit zum Putzen. Putzen Sie gern, Lucie?«

Sie öffnet den Mund wie ein Goldfisch.

Ich winke ab. »Egal. Ich weiß noch nicht, ob Putzen zu Ihren Aufgaben gehören wird. Haben wir darüber überhaupt schon gesprochen? Nein? Nun, ich denke, wir sollten das auf Zuruf machen. Morgen haben Sie noch frei, können sich einrichten.«

Wir erreichen die Straße. Ich rufe nach den Hunden, doch der Wind verweht meine Stimme, und sie tun so, als hörten sie mich nicht. Der Wind macht sie völlig verrückt. Sie galoppieren geradeaus über die Straße. Gott sei Dank ist gerade nichts los. Sie wissen natürlich, wohin sie laufen – den Weg entlang, der zur Mühle führt. Wie immer sehe ich Jim vor mir. Ich schlinge die Strickjacke noch fester um mich.

»Dieser Weg war vor vielen Jahren einmal die Straße zur nächsten Gemeinde.« Ich schaue über die Grundstücksmauer. Der Ausblick ist mir so vertraut wie die Morgenzeitung, doch jedes Mal überwältigend: der weite Himmel mit den pflaumenfarbenen Regenwolken, die gepflügten Felder und das Meer am Horizont. An einem sonnigen Tag glitzert es wie Diamanten. Heute ist es schwarz und träge. Ich atme den kräftigen Geruch nach Gülle ein. Möwen ziehen über uns ihre Kreise und kreischen wie Katzen. Oder Babys. Jim fand immer, sie klingen wie Babys.

»Wunderschön«, sagt Lucie. Ich schaue hinab zu ihren Füßen. Sie trägt diese modischen Baumwollschuhe, die keinen Halt bieten und alle Feuchtigkeit durchlassen.

»Sie werden hier ordentliche Stiefel brauchen«, sage ich.

»Wenn es regnet, wird es schnell schlammig. Im Cottage sind ein paar alte Wellies, die Sie nehmen können.«

Der Weg führt auf den Mühlengrund. Das Cottage steht leicht erhöht direkt am Anfang. Es ist weiß gestrichen, lang gestreckt und niedrig, und es kam mir immer vor wie ein kläffender kleiner Terrier, ein Wachhund, hinter dem die alte Mühle wie ein schlafender Drache am Bach kauert. Ich sehe bewusst nicht in die Richtung. Wir gehen an der Vordertür vorbei, deren Schlüssel schon vor langer Zeit verloren gegangen ist, zum Lieferanteneingang auf der Rückseite. Eine Pergola aus tief hängendem Efeu überschattet die Hintertür, neben der eine alte Holzbank an der Wand steht. Ich wühle in der Strickjackentasche nach dem Schlüssel, der zwischen Bratenknochen versteckt ist. Sofort scharen sich die drei Hunde mit vor Erwartung feuchten Nasen um mich.

»Nehmen Sie diesen Schlüssel. Ich habe noch einen.«

Die Hintertür schleift über dem Steinboden wie eine nasse Scheuerbürste. Es riecht feucht und erdig. Manchmal lasse ich ein Fenster offen, um zu lüften, doch der Efeu lockt die Spatzen an, und die sind eine furchtbare Plage. Ich habe immer Angst, dass sie es irgendwie ins Haus schaffen und alles zuschneisen.

»Der Handyempfang ist nicht besonders gut, hat man mir gesagt. Ich kann diesen ganzen technischen Mist nicht ausstehen. WLAN sollte funktionieren. Mein Sohn Arthur kümmert sich um so was.«

Die Hunde rennen schlitternd ins Haus und verteilen sich in alle Richtungen, während ich das Mädchen etwas langsamer durch enge, steingepflasterte Flure führe, an Körben mit Holz und Kienspänen vorbei sowie an Gummistiefeln,

die aufgereiht auf Zeitungspapier stehen. Die Küche ist groß und hell, auch wenn ich sehe, wie Lucie schaudert. Sie lässt ihren Blick über die Eichenbalken schweifen, das Regal mit den alten Einmachgläsern und Flaschen.

»Sie können sich hier so einrichten, wie Sie wollen, im angemessenen Rahmen«, sage ich und denke an Kissen und Überwürfe. Die jungen Leute wollen es ja immer gemütlich haben. »Passen Sie nur mit den Kerzen auf. Eine Frau hat einmal meine Vorhänge in Brand gesetzt.«

Lucie verengt die Augen. Sie sind grau und recht farblos. »Keine Angst«, sagt sie. »Ich werde hier ganz bestimmt nicht abends im Kerzenschein sitzen.«

»Gut. Die Heizung wird über eine Zeitschaltuhr gesteuert. Machen Sie daran besser nichts. Aber Sie können versuchen, ob Sie den Aga-Herd in den Griff bekommen, wenn Sie wollen, oder Sie können ein Feuer machen.« Ich nicke Richtung Kamin, ein altes Modell aus den Fünfzigern mit rotbraunem Fliesenrand und Kaminbesteck. Wahrscheinlich ist sie zu jung, um Feuer machen zu können. »Im Schrank sind Zündhölzer und Feueranzünder. Sie brauchen vielleicht auch Zeitungspapier. Ich knülle es immer zusammen und ...«

»Ich weiß.« Sie nickt. »Wir haben im Salon im Pfarrhaus auch einen Kamin.«

Im Salon. Ich verziehe das Gesicht. Sehr edel. Ich weiß nicht, was eine Pfarrerstochter hier in Fettermore tut, im tiefsten Hinterland, wo sie einer mürrischen alten Wissenschaftlerin helfen will. Sollte sie nicht auf der Universität oder so sein? Vielleicht ist sie zu alt; wenn ich mich recht erinnere, ist sie etwa Mitte zwanzig. In ihrer Bewerbung stand etwas von College. Medienwissenschaft oder irgend-

ein anderes dieser Micky-Maus-Fächer. Sie hat auch in einer Eisenwarenhandlung gearbeitet, was ganz praktisch sein könnte, wenn sie mit Hammer und Nagel umgehen kann.

Die Hausbesichtigung ist vorbei, wir haben alles gesehen. Vielleicht sollte ich die Mühle erwähnen, ganz sachlich und beiläufig.

»Das ist die Mühle, wie man sieht.« Ich deute Richtung Fenster. »Dort wird Getreide gemahlen. Ursprünglich Hafer, doch jetzt ... früher haben wir Weizen gemahlen. Sie war in Betrieb bis ...« Ich stocke, und das Mädchen sieht mich an. Sie ist nicht dumm, unsere Lucie, das sehe ich. »Sie wird noch benutzt, aber nicht mehr oft. Das dahinten, in der Senke, ist der Fettermore-Bach. Er fließt an der Mühle vorbei, weil die Wasserversorgung, die wir für das Mühlrad brauchen, beim Wehr, eine halbe Meile stromaufwärts, abgeleitet wird.« Langsam erwärme ich mich für das Thema und deute mit den Händen Kanäle und Becken an. »Der Zulauf transportiert das Wasser in einem großen Bogen zur Anhöhe, fließt in den Mühlteich und dann nach unten auf das Mühlrad. Die Neigung verleiht ihm Kraft. Man darf niemals die Kraft von Wasser unterschätzen.« Sie wirkt ein wenig besorgt, und ich versichere ihr rasch: »Vor allem aber ist es ein sehr schöner Spaziergang zum Wehr und zum Teich.«

Lucie schweigt weiterhin nachdenklich, wie ein Kind, das zu viel verarbeiten muss. Mir liegt auf der Zunge zu sagen: »Falls es irgendwelche Probleme gibt, rufen Sie an oder kommen Sie rüber.« Doch ich bleibe stumm. Sie sieht aus wie ein Mädchen mit der Art Problemen, die ich nicht brauchen kann.

Lucie

Am zweiten Weihnachtsfeiertag hat mich meine Mutter rausgeschmissen. Nicht wortwörtlich, denn selbst mit Ab-sätzen bringt sie es gerade mal auf einen knappen Meter sechzig. Doch ihre vorwurfsvolle Aura füllte jeden Raum im Pfarrhaus, wie der Schatten eines Grizzlybären. Ich wusste, dass meine Tage gezählt waren.

Reuben hatte sich uns für die Messe angeschlossen, und mein Vater war in Hochform, als er seine Herde von der Kanzel aus musterte. Zu dieser Zeit im Jahr, warnte er, erinnern wir uns, dass die Reichen und Mächtigen das Christuskind nicht hatten bei sich aufnehmen wollen. Sie hatten nichts davon wissen wollen. Meine Mutter nickte neben mir so heftig, dass die harte Kirchenbank unter uns ein wenig ins Wanken geriet.

Danach aßen wir kalten Truthahn und Salat zum Mittagessen, weil sich alle darüber beschwerten, dass sie nach der Völlerei an Weihnachten noch vollgefressen waren. Doch auch so vernichteten wir ein ganzes Trifle, und Reuben hatte sich sogar noch einen Nachschlag geholt.

Ich erinnerte mich an den Tag, an dem er der Familie zum ersten Mal vorgestellt worden war. An dem Tag hatte

es auch Trifle gegeben, und meine Mutter hatte darauf bestanden, ihm die Portion mit der meisten Sahne, Schokostreuseln und einer Kirsche zu geben. Das muss etwa zwei Jahre her sein. Es hatte große Aufregung geherrscht, weil man Janes neuen Freund kennenlernen würde. Die beiden waren Arm in Arm hereingerauscht, wie ein richtiges Paar, und Jane wirkte sehr selbstzufrieden und überheblich. Ihr Grinsen hatte den ganzen Flur erleuchtet.

Doch an diesem zweiten Weihnachtsfeiertag schleuderte Mum den Löffel Gelee mit solcher Wucht in seine Dessertschale, dass ich das Glas schon fast brechen hörte. Ihre Augen waren eiskalte Kiesel.

Als wir später den Tisch abräumten, stellte sie mich zur Rede. Ich hatte gerade ein paar Teller in die Küche gebracht. Dad und Jane und Reuben sahen sich irgendeinen alten Film im Salon an. Meine Mutter und ich waren allein. Sie schloss die Küchentür.

»Seit ... letzten Sonntag habe ich mir auf die Zunge gebissen.«

»Autsch.« Ich drehte ihr den Rücken zu und ließ heißes Wasser ins Spülbecken laufen. Mein Herz hämmerte wie verrückt.

»Werd nicht unverschämt, Lucie. Ich wollte bis nach Weihnachten warten. Weihnachten ist so wichtig für die *Familie*.« Sie hatte so einen gewissen Unterton, doch ich drehte mich nicht um, sondern spritzte Spülmittel in die Waschschüssel und sah zu, wie sich Schaum bildete.

»Du hast diese Familie *zerstört*, Lucie.«

»Das ist nicht fair!« Ich wirbelte herum, doch jetzt drehte sie mir den Rücken zu, sodass sie mich nicht ansehen musste.

»Hör auf!« Sie zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte sich schwer. »Für dich ist immer jemand anders schuld. Immer leugnest du alles, Lucie! Ich kann nicht rückgängig machen, was ich gesehen habe. Und ich werde *nicht* leugnen, was ich gesehen habe.«

»Himmel, du klingst wie Dad, wenn er predigt.« Ich drehte den Wasserhahn zu und griff nach einem Handtuch. »Das ist das echte Leben. Dumm gelaufen.«

»Vorsicht, junge Dame!« Sie stand auf, und wir sahen uns an. Ihre Brust hob und senkte sich schwer unter der tannengrünen Strickjacke – sie war nicht locker genug, um wie wir anderen einen Weihnachtspulli anzuziehen. »Ich erlaube nicht, dass man in meiner eigenen Küche so mit mir spricht.«

»Wo willst du dann hingehen?« Mir wurde warm, meine Wangen röteten sich. »Wo streitet man sich denn am besten, Mutter? Oh, ich vergaß, so etwas tun wir ja in diesem Haus nicht, nicht wahr? Wir ersticken einfach an unserer Missbilligung.«

»Wenn dir nicht passt, wie wir in diesem Haus miteinander umgehen, dann geh.«

Ich schleuderte das Geschirrtuch, das ich in den Händen verdreht hatte, über die Lehne eines Stuhls. »Ich habe mich doch bereits entschuldigt für das ... was du glaubst, gesehen zu haben.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe. Beleidige mich nicht, Lucie. Taten haben Konsequenzen.«

»Hör auf zu predigen! Mir reicht's!« Ich marschierte zum Spülbecken und starrte wütend auf den weißen Schaum, weil ich ihre Enttäuschung nicht ertragen konnte.

»Es muss sich etwas ändern.« Ihre Stimme war leise ge-

worden. Die Luftblasen zerplatzten auf der Wasseroberfläche. »Ich will, dass du gehst, Lucie. Such dir eine Arbeit. Eine Wohnung. Verschwinde.«

Das Miller's Cottage ist eine fremdartige Landschaft, in der der Wind unter die Schindeln fährt und die Fensterscheiben wie lockere Zähne klappern. Mac und die Hunde sind weg, ich bin allein in der Küche und stehe wie angewurzelt da, als hätte ich eine lange Strecke zurückgelegt und könnte keinen Schritt weitergehen. Die Kälte des Steinbodens sickert wie Wasser durch meine Turnschuhe. Im Freien klammert sich ein kleiner Vogel an die Telefonleitung.

Auf dem Kiefernholztisch liegt ein altmodisches Wachtuch mit aufgedruckten leuchtend roten Kirschen, die so glänzen, dass man sie gleich essen könnte. Mein Magen verkrampft sich, und ich stöhne auf. Ich drücke eine Hand gegen die Rippen, packe mit der anderen die Tischkante, als Erinnerungsbruchstücke auf mich einprasseln.

Ich lege Kirschen auf das Trifle. Meine Mutter schaut zum hundertsten Mal auf die Uhr und spricht wortlos die Zeit nach, wie immer. Dann sagt sie: *Gleich sind sie hier. Schnell, stell das Trifle in den Kühlschrankschrank.* Ich erinnere mich an die körperlose Stimme meines Vaters aus dem Salon: *Da ist schon wieder ein Eichhörnchen am Vogelfutter! Man sollte die Samen in Chilipulver wälzen, das hält die kleinen Mistviecher ab.* In meiner Erinnerung steht er mit auf dem Rücken verschränkten Händen am Fenster. Meine Mutter stellt sich neben ihn und sagt: *Aber was ist mit den Vögeln? Mögen die Chilipulver?*

Erinnerungen sind heikel und täuschen oft. Nichts davon habe ich tatsächlich gesehen. Ich trieb mich nämlich in der Küche herum, weil ich mich bei unbekanntem Men-

schen nicht wohlfühle. Ich fühle mich auch in Gesellschaft meiner Schwester nicht wohl, weil sie mir immer das Gefühl gibt, zu ungeschickt zu sein, zu langsam, zu dumm.

Dad hatte etwas zu Janes neuem roten Mini gesagt, und Mum ging mit klappernden Absätzen in den Flur, in ihren ordentlichen Pumps, die sie immer am Sonntag anzieht. War es ein Sonntag? Ich weiß es nicht mehr. Eigentlich sollte ich mich doch an alle Einzelheiten dieses Tages erinnern.

Dann standen sie alle im Flur, umarmten sich, Küsse wurden verteilt. Wo war ich? Vielleicht stand ich in der Küchentür oder ungelenkt im Flur herum. Auf jeden Fall habe ich vom Rand aus zugesehen. Jane sah umwerfend aus. Ihre Haare glänzten kupfern am Ansatz, die Spitzen waren heller, als ob man sie in irgendetwas Köstliches getaucht hätte. Sie schloss gerade ihre Lehrerausbildung in Dundee ab, weshalb wir uns seit einer Weile nicht mehr gesehen hatten. Als sie mich sah, stürzte sie auf mich zu. *Lucie!* Ich blieb stehen, bewegte mich nicht. Ich spüre immer noch die Lähmung in mir, wie sich mein Mund weigerte, ein Lächeln zu formen, wie meine Arme sich ganz natürlich um meinen Bauch schlangen. Schließlich umarmte sie mich doch nicht, und ich glaube, wir waren beide erleichtert. *Lucie, du ... hast dich gar nicht verändert!* Ein helles, perlendes Lachen. *Komm, ich stelle dir Reuben vor!*

Plötzlich war Reuben da und hielt meine Hand. Okay, er schüttelte sie höflich und angemessen, doch sein Blick war das genaue Gegenteil. Sofort war es wieder vorbei. Er gab meine Hand frei, und meine Haut war plötzlich kalt. Dad sprach über Whisky, und meine Mutter hatte Reuben weggeführt. Sie hatten mich allein in der Diele zurückgelassen. In mir herrschte Chaos. Ich war wie gelähmt. Reubens

Augen hatten mir eine Frage gestellt. *Wer bist du?* Damals hatte ich noch keine Antwort.

Plötzlich erwache ich zum Leben, ziehe das Wachstuch vom Tisch. Kirschen tanzen vor meinen Augen wie bei einem Glücksspielautomaten. Ich versuche es zusammenzufalten, doch es ist groß und störrisch. Es droht mich zu verschlingen. Ich zwinge es auf den Boden und stampfe darauf herum. Schließlich liegt es als unhandlicher Haufen auf dem Boden. Ich trage es in den Flur und schleudere es so weit wie möglich aus der Hintertür ins Freie.

Mac

Man lernt viel über Menschen, wenn man sieht, wie sie mit Tieren umgehen. Das Mädchen hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als die Hunde sie ungestüm an der Tür empfingen. Sie hatte nichts gesagt, als sie durch ihre neue Behausung rannten, selbst als Jethro in der Waschküche das Bein an einem Korb mit Feuerholz hob. Jethro markiert gern sein Revier, und Max frisst alles, was er auftreiben kann. Floss ist etwas dezenter. Sie ist sehr bedürftig und verliebt sich auch in völlig Fremde, die sie dann mit einem Blick aus ihren Schokoladenaugen betört. *Ich bin ganz allein und verloren. Bring mich nach Hause*, scheint sie zu betteln. Ich habe gesehen, wie Lucie versucht hat, einen Knoten aus dem seidigen Haar an den Spanielohren zu entwirren. Das hat ihr einige Pluspunkte eingebracht, aber ich bin noch vorsichtig.

Statt ins Haus zurückzugehen, biege ich links ab und steuere aufs Dorf zu. Ich will Arthur besuchen und ihm das bisschen erzählen, was ich über unseren Neuzugang herausgefunden habe. Arthur hatte zuerst die Idee, dass ich mir eine Assistentin suchen solle. Er sagte, er wäre ruhiger, wenn er wüsste, dass ich nicht allein im Haus bin.

Zuerst nahm ich es ihm sehr übel, beschuldigte ihn, hin-

ter meinem Rücken eine Pflegerin einzuschleusen. »Ich bin erst siebzig. Und ganz bestimmt noch nicht altersschwach. Außerdem habe ich die Hunde, und dich kann ich jederzeit anrufen.«

Ich hatte versucht, ihm meine sich verschlechternde Gesundheit zu verheimlichen, doch meinem Sohn entgeht nichts. Schließlich stimmte ich der Assistentin zögerlich zu und beharrte darauf, dass sie mich mehr beim Schreiben und Recherchieren unterstützen sollte, auch wenn sie zwischendurch gern mal das Bügeleisen in die Hand nehmen konnte. Allmählich erwärmte ich mich für die Idee und stellte mir eine fügsame und fröhlich lächelnde Austauschstudentin mit hervorragenden Lektoratsfähigkeiten vor, die köstliche Eier Benedikt zubereiten konnte.

Diese Beschreibung traf auf Lucie Snow nicht zu. Arthur stand das Kennenlernen noch bevor, und ich hatte keine Ahnung, was die beiden miteinander reden sollten.

Am Dorfrand rufe ich die Hunde bei Fuß, als ein Traktor vorbeituckert. Der Bauer hebt langsam eine Hand, und ich tippe an die Krempe meines gewachsenen Hutes. Floss ist verschwunden, aber das ist nicht ungewöhnlich. Manchmal ist sie tagelang unterwegs und etwas auf der Spur, das nur sie sehen kann. Ich gehe mit den zwei Collies über die Straße. Das Café leuchtet warm und einladend. Max beginnt zu sabbern, und Jethro hebt das Bein an dem Schild, auf dem »Muir's Bäckerei und Teestuben« steht. Ich habe mich immer über den Plural gewundert, da das Café nur einen Raum hat.

Arthur steht hinter dem Tresen und poliert ein Glas. *Keine Hunde*, sagt er lautlos, doch ich ignoriere ihn und setze mich ans Fenster. Die Collies kriechen unter den Tisch.

Es ist Montag und dementsprechend wenig los, nur zwei Frauen aus der Gemeinde unterhalten sich sehr vornehm über den neuesten Klatsch. Sie schauen in meine Richtung. Zweifellos werde ich ihr nächstes Thema sein. Anita, die Bedienung, kommt zu mir. Anita wäre meine perfekte Assistentin. Sie ist ruhig, kompetent und sehr intelligent. Ihre Eltern kommen irgendwo aus Indien und sind recht gut situiert, glaube ich. Sie rümpfen die Nase über Anitas kleinen Job hier im Café, doch sie geht ihren eigenen Weg und genießt ein ziemlich umtriebigen Studentenleben an der Universität, wenn sie nicht gerade Kaffee kocht. Ah, wieder auf dem Campus zu sein. Ich spüre leichtes Bedauern.

»Ich nehme einen Latte macchiato, meine Liebe. Und vielleicht etwas Süßes. Aber nur etwas Kleines.«

Sie lächelt mit leicht zur Seite geneigtem Kopf. Ihre Augen sind dunkel, glänzend und leicht irritierend. Ich habe immer das Gefühl, dass Anita mehr sieht, als sie sollte. »Einen Pfannkuchen? Ein Bakewell-Törtchen?«

»Vielleicht nicht ganz so klein.«

Sie geht davon, und Arthur kommt zu mir. »Und?«

»Lucie geht es gut. Ich habe sie ins Cottage gebracht und gesagt, sie soll erst morgen anfangen. Sie scheint sich ein wenig unwohl zu fühlen.«

Arthur macht ein schnaubendes Geräusch. »Großartig. Am Ende wirst du dich noch um *sie* kümmern.«

»Überhaupt nicht. Sie hatte beim Vorstellungsgespräch etwas an sich, was mir gefallen hat. Gib ihr ein bisschen Zeit, sich einzuleben, und dann werden wir sicher gut zurechtkommen.«

Es wird schön sein, jemand Junges im Haus zu haben. Arthur ist erst Mitte dreißig, aber manchmal wirkt er älter.

Er ist vorsichtig, wie sein Vater, denkt immer alles genau durch. Lucie scheint impulsiver zu sein, wie sie sich einfach auf die Stelle beworben hat, bereit, umzuziehen und neue Herausforderungen anzunehmen. Genauso wie ich in dem Alter.

Anita kommt mit meinem Kaffee und einem Baiser von der Größe einer großen Grapefruit. Ich denke bereits über all die kleinen Aufgaben nach, die ich jetzt delegieren kann.

»Danke, meine Liebe«, sage ich lächelnd zu Anita.

Ja, ich denke, Lucie und ich werden sicher gut zurechtkommen.

Lucie

Ich wusste nicht, dass Tränen so heiß sein können. In den ganzen Schundromanen, die ich als Teenager gelesen hatte, wurden immer heiße Tränen geweint. Heldin trifft Held; Held lässt Heldin fallen. Einsatz die heißen Tränen. Ich fühle mich wie zu Stein erstarrt, doch die heiße Flüssigkeit steigt trotzdem in mir auf und fließt aus mir heraus. Wenn ich allein im Bett liege, brechen sie aus mir heraus, bahnen sich glühend einen Weg hinunter zu meinen Ohren, verfilzen mein Haar. Und am Morgen brennen meine Augen wie Feuer.

Ich lasse mir nichts anmerken, kaschiere die dunklen Schatten unter den Augen mit Make-up und binde das Haar nach hinten, weil es zu aufwendig ist, es zu waschen. Aus dem Spiegel blickt mir ein blasses, lebloses Mädchen entgegen. Ich sehe aus, als wäre mir kalt; so kalt, als könnte mich nie wieder etwas erwärmen.

In der Nacht weckt mich das Weinen eines Babys. Zumindest klingt es für mich so – ein dünnes Jammern, da draußen in der finsternen Nacht. Ich schrecke auf, mein Herz klopft wild. Ich liege in dem schmalen Bett, mir ist kalt,

auch wenn ich schwitze, und starre angestrengt ins Dunkel und versuche, mich zu orientieren. Ich sehe den hoch aufragenden Schatten eines fremden Schrankes. Die Luft riecht anders als daheim. Ich erkenne einen dünnen Streifen gelben Lichts, wo die Vorhänge nicht ganz abschließen, und langsam begreife ich.

Der Bewegungsmelder hat das Licht vor dem Haus eingeschaltet. Der gelbe Streifen Licht. Ich liege still da, nehme die Wärme der Bettdecke in mich auf. Das Geräusch hat aufgehört, aber ich kann mich nicht entspannen. Ich muss aufstehen, nachsehen. Solche Lichter schalten sich nicht von allein ein.

Der dünne Teppich ist kalt unter meinen Füßen, und ich spüre die Kanten der Steinfliesen darunter. Ich suche nach meinen Pantoffeln und wünsche mir, ich hätte mir die Zeit genommen, meinen kuscheligen Morgenmantel auszupacken. Ich hatte nur ein übergroßes T-Shirt als Nachthemd aus dem Koffer gezogen und schlinge jetzt die Arme um den Oberkörper. Als ich das Licht einschalte, ist alles normal. Zwar noch fremd, aber nicht ungewöhnlich. Mein offen stehender Koffer, aus dem die Kleider herausquellen, ist das einzig Vertraute. Ich hätte auspacken sollen, aber ich war so müde. Vielleicht sollte ich es jetzt tun? Der Schlaf ist weit weg. Ich könnte mir eine Tasse Tee kochen. Das Baby weint wieder.

Es kommt von draußen.

Ich reiße die Schlafzimmertür auf, renne durch kalte Flure und komme schlitternd in der Küche zum Stehen. Ich kann es noch hören, das leise Weinen, das wie Nägel an meinem Inneren kratzt. Es kommt aus Richtung der Hintertür. Vorsichtig bahne ich mir einen Weg durch das

Labyrinth aus Gummistiefeln, Körben und Schachteln und suche nach den Lichtschaltern. Ich atme ruhiger, lasse den rationalen Teil meines Gehirns übernehmen. Da weint kein Baby. Das sind keine Schluchzer. Es ist eher ein Heulen. Ich finde den Schlüssel und stecke ihn ins Schloss.

»Wehe, es ist nichts Wichtiges«, murmele ich und drücke die Türklinke herunter. Das Heulen hört auf, und ich höre aufgeregtes Schnüffeln. »Ich hoffe, du hast eine verdammt gute Entschuldigung.«

Ich öffne die Tür, und Floss, Macs Spaniel, läuft mit aufgeregtem wedelndem Schwanz herein, als wäre es Morgen und alle doch bestimmt schon wach. Ich koche Tee. Wir gehen zurück ins Bett. Floss springt auf die Decke, noch bevor ich die Pantoffeln abgestreift habe. Ich bin zu müde, um zu schimpfen. Ich schalte das Licht aus und suche mir einen Platz unter der Bettdecke. Wir arrangieren uns schließlich – ich ziehe die Knie an, sie rollt sich dahinter zusammen. Innerhalb weniger Sekunden schnarcht sie leise, was irgendwie tröstlich ist.

Mac

Ich lege den Stift hin und sinke gegen die Rückenlehne des Stuhls. Seit sechs Uhr morgens sitze ich schon hier, und jetzt, als ich endlich die richtigen Worte gefunden habe, kann ich nicht aufhören. In letzter Zeit war ich nicht gut vorangekommen, die Ideen waren wie Fische in meinem Kopf herumgesprungen, doch ich war zu langsam, um sie einzufangen. Doch heute Morgen war es anders, als ob Lucies Ankunft frischen Wind hereingebracht und meine Fantasie entstaubt hätte.

Ich hatte sie zweimal nach ihrer Familie gefragt, doch sie war immer ausgewichen. Sie hat eine Schwester, so viel habe ich verstanden, von der sie sehr kühl gesprochen hatte.

Ich hatte wissend genickt. Rivalität unter Geschwistern. Wie so oft bei Schwestern. Am besten nicht darüber nachdenken. Es hatte mich allerdings an etwas erinnert, das mit der Schwester. An was nur? An dem Abend war ich die ganzen staubigen alten Bände in meinen Bücherregalen durchgegangen, ohne genau zu wissen, wonach ich suchte.

Ich strecke die Arme nach vorne, bewege die Finger und kreise mit dem Kopf. Etwas knackt, und sofort verkrampfe

ich. Ich werde langsam paranoid, warte auf die nächste kleine Veränderung, halte meine Gesundheit unters Licht wie einen schlecht genähten Saum. Allmählich löse ich mich auf.

Irgendwo im Haus kratzt ein Schlüssel im Schloss. Die Haustür wird geöffnet, und ein lautes Echo hallt durch die Flure. Die Diele klingt immer, als stünde das Haus leer, egal, wie viel Krimskrams ich verteile.

Schritte kommen auf mich zu. Arthur. Mein Herz wird schwer, und sofort fühle ich mich schuldig. Ich bin eine schlechte Mutter, eine Mutter, die nicht gestört werden darf. Automatisch schaue ich zu dem Foto auf dem Schreibtisch. Meine eigene Mutter, in der Kriegszeit, aber glücklich in einem geblühten Kleid, das sie aus Resten zusammengeschnitten hat. Ich fürchte, uns fehlt beiden das Mutter-Gen. Wir haben so eine Kälte an uns. Ich erinnere mich, wie meine Mutter einem räudigen Hund Dosenlachs verfütterte, während wir Kinder Brot mit Bratenfett verschlangen. Ich habe Angst, dass ich auf das ultimative Versagen zusteure. Mein Kind im Stich lasse.

Die Schritte nähern sich dem Arbeitszimmer.

»Komm rein«, sage ich gleichgültig.

Arthur steckt den Kopf durch die Tür. Sein Haar ist zerzaust, Mehl klebt an seiner Brille. »Guten Morgen, Ma. Wie läuft es?«

Er fragt immer, und ich antworte immer »Schlecht« oder irgendwie so etwas. Er lässt sich davon nicht irritieren.

»Wie lange sitzt du hier schon? Soll ich Wasser aufsetzen? Ich habe ein paar Haferkekse von gestern dabei.« Er hält eine braune Papiertüte in die Höhe.

Ich zucke mit den Schultern, wobei mir ein neuer

Schmerz im rechten Arm auffällt. Welcher Arm tut bei einem Herzinfarkt gleich noch mal weh? Ich hatte auf einen kurzen Abstecher gehofft – *Ma, hast du noch Einmachgläser? Ma, kann ich mir ein wenig Vanille ausleihen?* –, doch Arthur scheint unbedingt eine Tasse Tee mit mir trinken und sich unterhalten zu wollen. Ich seufze und klappe mein Notizbuch zu.

»Ich verstehe nicht, warum du nicht den Computer benutzt«, sagt er. »Damit wäre es viel einfacher.«

Zögernd erhebe ich mich. Es dauert immer ein wenig, bis ich aufrecht stehen kann, weshalb ich es so beiläufig tue, als würde ich es gar nicht richtig wollen.

»Lucie soll mir dann alles abtippen.«

»Gute Idee!« Arthur lächelt, und mein Herz wird ein wenig leichter. Die Schuldgefühle stehen immer zwischen uns. Heutzutage vor allem seine. Er spielt den pflichtbewussten Sohn, der dafür sorgt, dass ich abends zu Hause bin und nicht verhungere, wohingegen ich doch voller Reue sein müsste. Wenn ich deprimiert bin, stelle ich mir die Frage, ob ich eine ausreichend gute Mutter war, kann diese aber nie beantworten. Ich habe mich immer daran abgearbeitet, mit den männlichen Akademikern wetteifern zu wollen, mit ihren ordentlichen kleinen Frauchen, die sie unterstützten. Jim hat sich nie beschwert, auch wenn es ihn bestimmt oft belastet hat – wenn er zum Beispiel auf Arthur aufpassen musste, während ich einen Vortrag für eine Konferenz vorbereitete. Oder kochen musste, weil ich bis zum Hals in meiner Recherche versank und mich in meinem Arbeitszimmer verbarrikiert hatte. Ich erinnere mich immer noch an das zögerliche Klopfen an der Tür und die schüchterne Stimme meines Sohnes: *Mummy, bringst du mich*

ins Bett? Vielleicht hätte Jim mir nicht so viel durchgehen lassen sollen. Vielleicht hätte er mich daran erinnern sollen, dass manche Dinge wichtiger sind als Bücher. Das hätte uns allen viel Schmerz erspart.

»Hat sie den Jetlag schon überstanden?«

Ich lache zögernd. »Eher Buslag. Sie war ein wenig grün um die Nase. Ich schone sie diese Woche noch etwas.«

Ich folge Arthur in den kalten Flur. Ich fühle mich verloren, meiner warmen Höhle entrissen, meiner Bücher, meines Stifts. Wahrscheinlich hatte ich auch wieder »diesen Ausdruck« im Gesicht. Die Hunde springen auf, sobald er die Küchentür öffnet, und begrüßen uns mit wedelnden Schwänzen und viel Hundefreude. Arthur zählt durch.

»Moment mal – einer fehlt.«

»Floss. War die ganze Nacht draußen, der Schlingel. Wahrscheinlich hat sie unseren Neuankömmling adoptiert. Vielleicht könntest du im Cottage vorbeischauen und sie zurückbringen?«

Er wirft einen zögernden Blick auf seine Uhr. »Ich muss zurück ins Café, ich muss noch Scones backen.«

Ich mache ein ungeduldiges Geräusch. »Das dauert doch nicht lange, und Anita kann bestimmt auch ein Backblech in den Ofen schieben. Bitte. So kannst du dich ihr auch gleich vorstellen.«

»Na gut.«

Er klingt nicht sehr enthusiastisch, aber ich lächle und nehme die braune Tüte vom Tisch. »Bring ihr das als Willkommensgruß. Lucie hat vielleicht eine Vorliebe für Haferkekse.«

Arthur verschwindet durch die Tür, so wie früher als Teenager, wenn ich ihn gebeten habe, den Rasen zu mähen

oder irgendetwas anderes Langweiliges zu tun. Aber vielleicht gefällt ihm Lucie ja besser als eine zugewucherte Wiese.

Lucie

Mac eilt voraus und bedeutet mir, ihr zu folgen. Sie hatte mir gesagt, ich solle um halb zehn etwa vorbeikommen und ein paar Sachen für sie abtippen. Sie scheucht mich in ihr Arbeitszimmer, ein kleiner, unordentlicher Raum voller Bücher und Unterlagen.

»Was genau machen Sie eigentlich?«, frage ich.

»Ich bin pensionierte Geschichtsdozentin. Mein Forschungsgebiet ist Volkskunde und mündliche Überlieferung.«

Ich wundere mich über das »pensioniert«. »Und was machen Sie jetzt?«

»Ich bearbeite mein Forschungsgebiet, Volkskunde und mündliche Überlieferung.«

Sie sieht mich an wie eine Studentin, die besonders schwer von Begriff ist. Experten bleiben wohl immer Experten.

»Das klingt interessant. Schreiben Sie ein Buch?«

Als Antwort deutet sie nur mit der Hand auf die Bücherregale an den Wänden. Sie sind aus Mahagoni oder irgendeinem anderen dunklen Holz und vollgestopft mit allen Büchern, die man sich nur vorstellen kann. Taschenbücher, alte, ledergebundene Bände wie in der *Antiques Road-*

show. Eine ganze Regalreihe ist den Werken von Dr. Margarita Muir gewidmet. Beim Vorstellungsgespräch hat sie mir gesagt, dass sie nicht Margarita genannt werden möchte, das ist zu mädchenhaft. Jeder nennt sie Mac.

Ich trete näher an das Regal heran und streiche mit dem Finger über die Buchrücken. *The Scottish Farming Tradition. Bothy Ballads: Volumes 1–3, The Scottish Miller's Tale...* Und so weiter.

»Das wird mein elftes Buch«, sagt sie, für den Fall, dass ich sie nicht richtig verstanden habe. »Eine Sammlung von Kurzgeschichten, die auf einheimischen Legenden basieren. Ich dachte, im Alter sollte ich etwas kreativer werden, weshalb ich letztes Jahr einen Kurs für das Schreiben von Belletristik besucht habe. Ich ertrage diesen ganzen technischen Mist nicht – die Computer und Drucker und was sonst noch alles. Das kann mir alles gestohlen bleiben.«

»Sie schreiben also mit der Hand.« Ich sehe zögernd zum Schreibtisch, der aussieht, als hätten sich Einbrecher darauf ausgetobt. Überall liegen Notizhefte und Zettel, Stifte und Bleistifte; Tassen mit kaltem, eingetrocknetem Bodensatz stehen herum. In dem ganzen Chaos sehe ich die Ecke eines Laptops. Mac nimmt ein schwarzes Notizbuch und gibt es mir.

»Fangen Sie vorne an. Hier drin stehen zwei vollständige Geschichten, und ich habe gerade erst angefangen. Sie müssen das neumodische Ding nehmen und ein Soundso darauf für mein Manuskript einrichten.«

Ich wollte fragen, wer ihre anderen Bücher abgetippt hatte. Vielleicht ihr Sohn, der Bäcker Arthur? Er kam gestern vorbei, was ein bisschen komisch war. Ich öffnete die Hintertür, um Floss hinauszulassen, in dem Moment, als er

gerade klopfen wollte. Als Erstes sah ich also seine erhobene Faust vor meinem Gesicht. Ich trat rasch einen Schritt zurück, während er sich ausführlich entschuldigte und Floss sich auf das zusammengeknüllte Tischtuch kauerte und Sturzbäche pinkelte.

Das erstickte unser Gespräch im Keim. Wir konnten beide den Blick nicht von den Urinbächen abwenden, die von dem Wachstuch spritzten. Arthur räusperte sich.

»Äh, war dir klar, dass das Tischtuch hier draußen liegt?«

»Ja. Ich habe es rausgeworfen. Ich mag keine Kirschen.«

»Okay.« Er wippte ein wenig auf den Fußballen und schob eine Hand in seine Jeanstasche. In der anderen hielt er eine braune Papiertüte. »Ich bin eigentlich hier, um den Hund zurückzuholen. Und mich vorzustellen. Ich bin Macs Sohn, Arthur.«

Wir schüttelten uns ungeschickt die Hände, und die braune Tüte fiel zu Boden. Arthur hob sie leise fluchend auf und klopfte den Dreck ab.

»Oh – die sind für dich.« Er lächelte und reichte mir die Tüte. »Keine Angst, da sind keine Kirschen drin.«

Mit einem verschmitzten Zwinkern war er gegangen, den Spaniel auf den Fersen.

Ich fördere Macs Laptop zutage und lächele, als ich mich an das Zwinkern erinnere. Ich würde Arthur auf Anfang dreißig schätzen, etwas älter als ich. Ich hielt ihn zuerst für langweilig und solide, ein bisschen wie seine Brotlaibe. Wohlüberlegt, man wüsste immer, woran man bei ihm war. Das Zwinkern hatte einen jüngeren, sorgloseren Mann erkennen lassen.

»Wie heißt Ihr Buch?«, frage ich Mac, während der Computer hochfährt.